Sächsische Arbeiter-Zeitung

Expedition: Gerbergasse 1. Geschäftsst. u. n. 8½ Uhr Morgens b. 8 Uhr Abd. Telephon-Anschluß Nr. 1769, Amt I.

Organ zur Wahrung der Interessen der Arbeiterklasse.

Redaktion: Gerbergasse 1. Sprechzeit nur von 12—1 Uhr Mittags. Postzeitungsliste Nr. 5665.

Die „Sächsische Arbeiter-Zeitung" erscheint wöchentlich sechsmal; Sonnabends mit dem Beiblatte „Nach der Arbeit" Preis monatlich 60 Pf., Bringerlohn 20 Pf., durch die Post bezogen vierteljährlich 2 M. 50 Pf.

Nr. 200. | Anzeigen die 4gespaltene Petitzeile oder deren Raum 15 Pf. | Dresden, Sonntag den 28. August | Bei Anzeigen gewähren bei wiederholt zweiliger Wiederholung Rabatt. | 1892.

Einjährige Dienstzeit.

Es ist noch nicht lange her, da sprach der Abgeordnete von Bennigsen für die Nationalliberalen gelassen das große Wort aus, daß die Verkürzung der militärischen Dienstzeit eine eminent populäre Maßnahme sein würde. In diesem Sinne verlangte auch eine Anzahl von freisinnigen Preßorganen an Stelle der dreijährigen die zweijährige Dienstzeit. Den Vogel schoß aber unlängst die freikonservative „Post" ab, indem sie erklärte: „Fort mit diesem Zwitter von dreijähriger Dienstzeit und möglichst bald, er ist vom Uebel!" — Das Gros der konservativen Herren löste die Frage auf sehr praktische Art, denn sie baten sich für ihre Erntearbeiten aktive Soldaten von den Kompagniechefs aus. Die Ultramontanen aber betrieben auch auf diesem Gebiete ihre berüchtigte Schaukelpolitik; sie geben oder verweigern, nachdem ihnen gegeben oder verweigert wird.

In die „liberalen" Vorschläge und Erwägungen platzte nun die längst vorherzusehende Mittheilung, daß Wilhelm II. gegen eine kürzere Dienstzeit sei, wie ein explodirendes Dynamitgeschoß hinein. Da wurden die liberalisirenden Philister sehr kleinlaut; denn sie glaubten in ihrem dunkeln Drange, sich des rechten Weges vollbewußt zu sein. An irgend eine ernste Aktion der Bourgeoisie gegen die dreijährige Dienstzeit ist also nicht zu denken, auch nicht bei den bevorstehenden Reichstagsverhandlungen über die Militärvorlagen. Eingeschüchtert und verwirrt werden sich die bürgerlichen Helden vielmehr zurückziehen und das etwaige liberal-rethorische Brillantfeuerwerk wird die Schmach des parlamentarischen Rückzuges nur um so greller zu beleuchten vermögen.

Dieser Haltlosigkeit gegenüber ist der prinzipielle Standpunkt der Sozialdemokratie der, daß sie unerschütterlich eintritt für die Erziehung zur allgemeinen Wehrhaftigkeit, für Volkswehr an Stelle der stehenden Heere, für Entscheidung über Krieg und Frieden durch die Volksvertretung, sowie endlich für die Schlichtung aller internationaler Streitigkeiten auf schiedsgerichtlichem Wege.

Von diesen programmatischen Gesichtspunkten aus, auf die wir hier nicht näher einzugehen haben, ist es schon einleuchtend, daß sich die Sozialdemokraten wegen des Streites innerhalb der Bourgeoisie, ob der Militarismus, ein Staatssystem im Staatssystem, sich mit dem Volksopfer der drei- oder zweijährigen Dienstzeit zufrieden zu geben hat, nicht besonders zu erhitzen haben. Bekämpfen sie doch das militärische System in erster Linie in seiner Totalität, (im Ganzen) nicht aber in seinen zuverlässigen Einzelerscheinungen.

Trotzdem wünschen auch wir, daß bereits unter dem Oberstkommandirenden des Militarismus, dem Kapitalismus, dem Volke die unerträglich gewordene Ausgabenlast für militärische Zwecke, die überlange Dienstzeit usw. erleichtert und vermindert werden möchten. Es kann uns nicht gleichgiltig sein, ob unsere Volksangehörigen drei oder nur zwei kostbare Jahre des Daseins unter dem Alpdruck eines geisttödtenden Drills zuzubringen haben. Es ist sogar mit einiger Sicherheit anzunehmen, daß die Sozialdemokraten aus angeborener Genügsamkeit auch auf das zweite Jahr zu Gunsten der einjährigen Dienstzeit verzichten würden; ja es sind Anzeichen dafür vorhanden, daß ihre Bedürfnißlosigkeit betreffs der militärischen Dienstzeit eine noch viel weitergehende ist.

Ohne Schädigung der Tüchtigkeit des Heeres ist schon heute die Einführung der einjährigen Dienstzeit sehr wohl möglich.

Gegen die Beibehaltung der dreijährigen Präsenzzeit haben sich viele Fachmänner, Militärtechniker, unzählige Offiziere aller Grade und die ungeheuere Mehrzahl der gemeinen Soldaten erklärt.

Ein württembergischer Hauptmann fragte einen alten erfahrenen Offizier in hoher Stellung:

„Giebt es keinen Ausweg, giebt es keine Mittel, unbeschadet unserer Schlagfertigkeit die Lasten für das Friedensheer zu mindern, den sinkenden Nationalwohlstand zu heben und dadurch in sicherer Konsequenz die Wehrfähigkeit der Nation zu erhöhen?"

Der Vorgesetzte ertheilte folgende Auskunft:

„Ja, es giebt Mittel und Wege, mit welchen man diesen Zweck sehr leicht erreichen kann. Von einem Manne, der mehr als 35 Jahre gedient hat, werden Sie nicht wohl vorauszusetzen, daß er Heeresangelegenheiten bemängeln will, dazu kennen Sich mich zu gut. Ich will nur praktische, auf vieljähriger persönlicher Erfahrung, die ich auch während meiner Kommandirung nach Preußen gemacht, basirende Andeutungen geben. Ich thue dies um so offener, weil das, was ich sage, auch die ungetheilte Ansicht vieler Offiziere in der ganzen deutschen Armee ist. Doch abgesehen davon, steht mir meine Ueberzeugung von der Richtigkeit meiner Ansichten höher als die Rücksichtnahme auf althergebrachte Einrichtungen, die nichts für sich haben, als daß sie eben althergebracht, aber darum noch lange nicht nothwendig, vielmehr schädlich oder doch wenigstens entbehrlich sind."

Diese Herren und ein Theil ihrer Kameraden treten für zweijährigen Dienst ein.

Allein spricht nicht die Einrichtung der Ersatzreserve direkt für unsere Ansicht? — Die Uebungsdauer beträgt zunächst 10 Wochen, später 6 Wochen und schließlich noch 4 Wochen, also in Summa 20 Wochen. Bereits nach der 10. Woche leistet die Ersatzreserve nahezu dasselbe, was in der Linie zu erreichen ist.

Zu dieser Ausbildung bemerkt der frühere Hauptmann Miller, ein streng konservativer Herr:

„Die Kritik der Vorgesetzten nach der Schlußvorstellung ist insofern eine getheilte, als man den Mannschaften in der Regel absichtlich kein besonderes Lob spendet; man erkennt wohl Fleiß und Führung an, betont aber, daß die Mannschaften so gut wie nichts gelernt, vielmehr trotz ihres Fleißes die Unmöglichkeit bewiesen hätten, in der gegebenen Zeit etwas zu lernen. Dasselbe bekommen die Unteroffiziere und Gefreiten zu hören. Man darf und will nichts zugeben.

„Anders lautet die Parole unter uns Kompagnieführern und Offizieren. Es wird ihnen ganz offen ausgesprochen, daß die Leistungen überraschend gute seien und daß man die Kompagnie im wesentlichen von einer Linientruppe kaum unterscheiden könne."

Schön, die Ausbildung läßt mit 10 Wochen manches zu wünschen übrig. Allein, dem ist leicht abzuhelfen. Zunächst ziehe man die folgenden 10 Wochen in Betracht. Sodann stelle man statt schwächlichen Ersatzreservisten fehlerfreie, waffenfähige Leute ohne jede Ausnahme ein. Das Parademäßige, den Gamaschendienst, den zwecklosen Drill lasse man fallen. Ja, man verwende noch andere 20 Wochen auf die Beseitigung von Ausbildungslücken; die letzten 12 Wochen werden hinreichen, das militärisch Angeeignete niet- und nagelfest zu machen und ihm die letzte Politur zu geben. Also ein volles Ausbildungsjahr wäre das; es ist hinreichend für alle Dienstzweige, die jetzt in Betracht gezogen werden für einen Zeitraum von drei Jahren.

Die Lehrer, die nur sechs Wochen dienen, werden zum Theil Unteroffiziere, die Einjährigfreiwilligen avancieren zu Offizieren, die zur Disposition Beurlaubten werden tüchtige Soldaten, viele Mannschaften werden als völlig ausgebildet schon jetzt mit zwei Jahren, auch schon nach einem Jahr und acht Monaten entlassen.

Kurz, das zweite und dritte Jahr ist überflüssig; denn als Mann in Reih' und Glied, als Bursche, Wache, Ordonnanz usw. kann der Soldat nichts mehr lernen, er langweilt sich, thut alles mißmuthig und verliert leicht den Respekt; da er sich aber nichts anmerken lassen darf, wird er von einem unwiderstehlicher Ekel erfaßt, und nur ein Trost steigt in ihm auf: der Gedanke an den Tag seines Austrittes. — Die drei Jahre sind weder nothwendig noch nützlich.

Will nun die Bourgeoisie in all' ihren alten Parteien die Kräfte der deutschen Nation schonen, will sie angesichts des in Waffen starrenden Europa die militärische Schlagfertigkeit und Wehrfähigkeit nicht nur erhalten, sondern sie ungeahnt stärken, dann müßte sie wenigstens auf theilweise Abrüstung dringen, dem dreijährigen Dienst den Abschied geben und dem einjährigen zum Siege verhelfen.

Bevor das alte System dies fertig bringt, werden allerdings die Flüsse bergauf laufen.

Zur Tagesgeschichte.

Deutsches Reich.

Dresden, 27. August.

— **Kapitalismus und Cholera.** Der „Vorwärts" weist darauf hin, wie die furchtbare Seuche, die im Begriffe ist, über Deutschland hereinzubrechen, den Kapitalisten der chemischen Industrie das Herz freudig in Bewegung setzt, da sie eine Steigerung ihrer Profite hervorzubringen geeignet ist. Die Desinfektionsmittel, welche zur Bekämpfung der Seuche dienen, wie Chlorkalk, Kaliseife, Kalkmilch, Salzsäure usw. werden in außerordentlich großen Mengen gebraucht. Nun ist die chemische Industrie fast gänzlich kartellirt, d. h. die wenig zahlreichen oder sehr kapitalreichen Unternehmer dieser Industrie sind genügend untereinander geeint, um die erzeugende Menge ihrer Handelsartikel und die Preise derselben nach ihrem selbstherrlichen Gutdünken festzusetzen. Und wirklich, schon melden die bürgerliche Presse, die Fabriken könnten der Nachfrage nicht genügen, ein Steigen der Preise sei zu erwarten. Unsere Wirthschafts-„Ordnung" entpuppt sich in ihrer ganzen Herrlichkeit: Je grauenvoller die asiatische Cholera unter unserm Volke wüthen wird, um so höher werden an der Börse die Papiere der chemischen Großindustriellen emporschnellen! Ist dies im jetzigen Augenblick zu verhindern? Wir halten es für unmöglich. Unsere Produktionsweise ist eben gründlich verfahren; den entsetzlichen Brecken, die sie uns vorwirft, läßt sich nicht entrinnen; die furchtbare Situation lehrt uns nur mit zehnfacher Eindringlichkeit, daß im Interesse der Gesammtheit eine Umgestaltung dieser Zustände herbeigeführt werden muß!

Der „Vorwärts" ruft den Staat an, daß

Feuilleton.

(Nachdruck verboten.)

Schauspielerelend.

Novelle von **Julius Türk.**

(Fortsetzung.)

„Noch drei Stunden," murmelte er. Nachdem das Mädchen versprochen hatte, den Doktor bei seiner Ankunft sofort zu ihm zu schicken, verließ er das Haus.

Bald war er wieder im Gasthofe. Er fand Klara in tiefem Schlafe liegen. Mit einem Seufzer ließ er sich auf dem Stuhl neben dem Bett nieder. Dann ergriff er den Leuchter, der auf der Waschtoilette neben dem Stuhle stand, und ließ des Lichtes kargen Schein über Klaras bleiches Antlitz sich ergießen. Das tiefschwarze Haar, von einzelnen Silberfäden durchzogen, stach grell ab von der weißen, gewölbten Stirn. Müde hingen die weichen zurückgebeugten Lider über den feingeschnittenen Augen. Das Hemd hatte Klara, als ein heftiger Schweiß aus den Poren ihres Körpers brach, geöffnet, die Decke zurückgestoßen, schwer hob und senkte sich die weiße, eingefallene Brust. Ihre bleichen, magern Finger hatten sich fest in das Laken eingekrallt.

Brenner bedeckte die Kranke. Dann stellte er das Licht zurück auf den Waschtisch. Traurig schritt er in der öden Stube auf und ab.

„Sie wird's nicht lange mehr treiben, die Fahrt hat ihr den Rest gegeben," murmelte er bang vor sich hin.

Dreizehn Jahre hatte er mit ihr das Komödiantenleben getheilt, dreizehn Jahre hatten sie Freud und Leid zusammen ertragen, und nun sollte sie an dieser entsetzlichen Krankheit sterben. Heftiger schritt er auf und ab. Was für Freude hatte er denn am Leben, wozu lebte er denn überhaupt, wenn er für sie nicht mehr zu sorgen brauchte? Sie hatte ihm früher sein elendes Heim freudiger gestaltet, ehe die furchtbare Krankheit sie packte. Er sah nach Klara hin, ihre Züge verfinsterten sich, sie schien Schmerz zu leiden. Wieder beugte er sich über sie. Nein, nein, es konnte nicht möglich sein, sie durfte nicht sterben. Er wollte sie wieder gesund machen. Er wollte angestrengter für sie sorgen. Sie mußte genesen. Aber wie sollte er ihr helfen? Mit seinem Tagestheil, den er vier Mal in der Woche empfing, wenn sie überhaupt vier Mal zum Spielen kamen? Mit den Bilderrahmen, die sie verfertigten? Niemand kaufte sie Ihnen ab. — Nichts. — Kein Ausweg. Höhnisch lachte er vor sich hin, er mußte an den Arzt in Vietz denken, der ihn einmal bei Seite nahm und ihm eindringlich zuredete, sie ins Gebirge ziehen zu lassen. Dort, in der freien Bergesluft, wäre der einzige Ort, wo die Kranke genesen könnte. — Gebirge! — Stärkende Mittel! — Wie wunderschön der Arzt doch sprechen konnte. Um nur das nackte Leben zu fristen und hin und wieder die Medizin zu bezahlen, mußte er des Abends Komödie spielen, während sie sich in entsetzlichen Schmerzen im Bette herumwälzte.

Er ballte wütend die Faust, daß er nicht im Stande, sie dem Tode zu entreißen. Wie liebte er sie. Wie war er ihr dankbar, seit sie ihm näher getreten war. Er forschte nicht nach ihrer Vergangenheit. Sie nicht nach der seinen. Er scheute sich, ihr zu gestehen, daß er Tischlergeselle gewesen und nur aus Liebe zu einer Schauspielerin zur Bühne gegangen war. Natürlich wurde ihm seine Geliebte bald untreu, aber das Bühnenleben hatte einmal in ihm Wurzel gefaßt, er hatte sich eingelebt. So blieb er Schauspieler. Schlecht und recht, wie es eben ging. Er memorirte fleißig, kannte seine Rolle stets Wort für Wort. So wurde er nach und nach auch ohne Talent ein Mann, der zu gebrauchen war. Er fühlte, daß es ihm an Bildung gebrach und stürzte sich mit rastlosem Eifer auf jedes Buch. Er las und las, ohne Methode. Nach achtjähriger Wirksamkeit traf er auf Klara. Ihr Talent, ihr tiefes Wissen imponirte ihm. Sie hatte den ehrlichen, energischen Mann gern, sie wurde seine Lehrerin. Schließlich zogen sie zusammen. Doch noch trennte sie eine Kluft, die, je länger sie zusammenwohnten, desto unüberbrückbarer schien. Die Erziehung, das Vorleben, die verschiedenartigen Neigungen beider verhinderte die Annäherung.

So ging es, bis ein Zufall sie ganz aneinander brachte.

Klara hatte sich den Fuß verstaucht und mußte acht Tage lang das Bett hüten. Diese Zeit hatte ihr das Herz Brenners offenbart, hatte ihr das tiefe Gefühl des Mannes dargewiesen, und es war, auch sie fühlte sich hingerissen von der hingebenden Liebe des Mannes. Und als sie ganz genesen war — da feierten die Beiden, die sich wiedergefunden, die wirkliche wahre Vereinigung. Dann folgten glückliche Jahre. Aber sie gingen zu bald vorüber, und die Sorgen um das tägliche Brot kamen. Der Direktor Holmer, der sie beide engagirt hatte, zahlte nicht. Sie halfen sich mit der Anfertigung der Kienäpfelrahmen elend durch. Dann gings wieder besser. Ein Schauder erfaßte ihn, als er dann jenes schrecklichen Tages gedachte. Klara hatte schon länger über Katarrh geklagt, und wirklich setzte ihr der Husten arg zu. Aber eines Tages, als sie die Garderobe zum Abend packte und ihre Brust von heftigem Husten durchwühlt wurde, wurde sie bleich und mußte sich an dem Bettpfosten halten, um nicht umzusinken. Brenner sprang hinzu „Was ist Dir?"

„Nichts," stöhnte sie.

„Wirklich nichts?"

„Nein, laß mich."

Er ließ sie, aber was er damals nur fürchtete, wurde bald zur schrecklichen Gewißheit. Sie war schwindsüchtig, die Krankheit machte schreckliche Fortschritte. Wenn er sie nur hätte pflegen können. Wenn sie auch nicht gerettet worden wäre, so hätte er doch ihre Leiden mildern können, dieses schleichende, zehrende Leiden.

„Mir ist, als wäre ich überfahren worden," sagte sie immer. Und Brenner war es, als würde die letzte Sehne seiner Thatkraft zerrissen, wenn er sie leiden sah und ihr nicht zu helfen vermochte. Die abendlichen Theile waren in den letzten Jahren immer kleiner, immer geringer geworden, dann kam die lange Zeit der Charwoche, in der nicht gespielt werden durfte. Dann die Sommerzeit, in der sie sich erholen sollte und die sie benutzte, um so oft wie irgend möglich zu spielen. Etwas mehr wurde dann doch verdient. Düster brütete der Schauspieler vor sich hin. Wohin er schaute, sah er kahles, graues Elend.

Fröstelnd zog er sein Portemonnaie hervor und zählte seine Baarschaft. Zum Schluß hatte er im Kriescht noch seinen Rock versetzt. Zwölf Mark gab ihm der Wirth für sein bestes Kleidungsstück. Jetzt hatte er nur noch zehn Mark und einige Silbergroschen. Was würde der Wirth wohl für die Nacht fordern, dachte er, und, wenn der Aufenthalt vorübergehen würde, was würde der Transport kosten? Und wie würde die Wohnung sein, wie würde er über überhaupt mit einer Kranken eine Wohnung finden? — —

Alle diese Gedanken zogen sein Herz krampfhaft zusammen.

Ganz ruhig wurde es in dem dunklen Hotelzimmer, nur das röchelnde Athmen Klaras unterbrach die geheimnißvolle Stille im Zimmer. Der Lichtstumpf flackerte noch ein paarmal auf, dann verlöschte er. Finster wurde es im Zimmer. Kein Laut schall von der Straße her.

(Fortsetzung folgt.)

SLUB Wir führen Wissen. http://digital.slub-dresden.de/id416950779-18920828/1 gefördert von der Deutschen Forschungsgemeinschaft DFG